

kongresses auch auf dem Missionsfeld zur Geltung zu bringen, hat sein Continuation Committee und sein Vorsitzender John Mott innerhalb acht Monaten 20 große Missionskonferenzen in Ostasien, darunter drei Nationalkonferenzen (in Kalkutta für Indien, in Schanghai für China, in Tokio für Japan) mit großem Erfolg und starkem Besuch gehalten¹.



Literarische Umschau.

Von C. Hall S. V. D.

Es ist eine peinlich auffallende Sache, wie die schon lange vereinzelt in der protestantischen Presse gegen die katholische Mission gerichteten Angriffe sich seit den Tagen der Nationalspende zum Kaiserjubiläum zu einem wohlüberlegten und systematischen Feldzuge verdichtet haben. Welche Ziele derselbe verfolgt, springt in die Augen. Aber schon im Interesse des Ansehens der christlichen Mission ist es höchst bedauerlich, daß man die konfessionellen Instinkte aufstacheln und die Missionsfrage zu einer physischen Machtfrage zu erniedrigen sich nicht scheut. Dieses Vorgehen verdient um so mehr gekennzeichnet zu werden, als die dem protestantischen Volk und der Regierung vorgesehene Gefahr der „Eroberung der deutschen Kolonien für den Katholizismus“ der Wirklichkeit nicht entspricht, wie ein sachkundiger Artikel der „Kölnischen Volkszeitung“ Nr. 272 vom 30. März d. J. an der Hand von statistischen Belegen überzeugend nachweist. Es heißt daselbst: „Zwei Kolonien: Deutsch-Südwestafrika und Samoa, sowie außerdem die Marshall-Inseln sind bereits der Hauptsache nach protestantisch und werden nach menschlicher Voraussicht auf Jahrhunderte hinaus eine protestantische Mehrheit behalten. Die kleinen, schon in spanischer Zeit katholisch gewordenen Marianen kommen demgegenüber gar nicht in Betracht. In Kamerun besitzt die protestantische Mission weit mehr Haupt- und Nebenstationen als die katholische. In Süd-Togo hat die katholische Mission einen kleinen Vorsprung vor der Bremer Mission, die aber dafür auch in der benachbarten englischen Goldküste noch wichtige Stützpunkte besitzt. In Nord-Togo haben beide Konfessionen eine zeitweilige friedliche Gebietsteilung vorgenommen, so daß in späterer Zukunft Katholiken und Protestanten sich an Zahl ungefähr gleichkommen werden. In Deutsch-Ostafrika hat die katholische Mission stellenweise einen Vorsprung an Zahl der Christen erreicht, weil sie zuerst am Platze war. Aber in letzter Zeit haben mehrere evangelische Missionsgesellschaften neu eingesetzt, und der Protestantismus in Deutsch-Ostafrika hat weit mehr Aussicht, den Vorsprung der Katholiken einzuholen, als umgekehrt die katholische Mission in Kamerun den der Protestanten. Im deutschen Pachtgebiet Kiautschou stehen drei protestantische Missionsgesellschaften der einen katholischen gegenüber und haben es somit nicht gar zu schwer, ihre Überlegenheit auch in Zukunft zu behalten. In Deutsch-Neuguinea und auf den Karolinen werden die beiden Konfessionen in Zukunft voraussichtlich ungefähr in gleicher Stärke vertreten sein.

die Spezialausbildung der Missionare (sehr beherzigenswert auch für die katholischen Missionsgesellschaften!), Hennig die gegenwärtigen Aufgaben bei der Entwicklung der Eingeborenkirchen, Warnke die Stellung der Mission zu Aberglauben, Volksitte und Nationalbewußtsein, Würz die brennenden Aufgaben der Mohammedanermision (AMZ 298—312).

¹ IRM 269—290. 501—519; AMZ 289—298. Hauptfragen: Einigung der protestantischen Missionskräfte, Besetzung der Missionsgebiete, Organisation der werdenden Nationalkirche, Vorbildung der Missionare, Schulwesen und Studentenwelt. John Rockefeller aus Amerika hat eine Million Dollar ($4\frac{1}{2}$ Millionen Mark) zur Gründung einer protestantischen Universität in Tokio unter Motts Führung geschenkt (AMZ 334).

Auf den Salomonen besteht nur eine kleine katholische Mission, doch dürften auch protestantische Missionare sich bald dort einfinden. Einzig auf Neupommern scheint die katholische Mission eine namhafte Mehrheit von Anhängern zu besitzen. Die Katholiken wohnen aber nur auf der Gazelle-Halbinsel, während der größte Teil der umfangreichen Insel noch unbefestetes Gebiet ist. Im allgemeinen hat der Protestantismus in den deutschen Schutzgebieten noch einen doppelten Vorsprung: hinsichtlich der Schulen und der weißen Bevölkerung. Gegenüber der rund 1800 protestantischen Schulen mit 90000 Schülern haben die katholischen Missionen nur etwa 1400 Schulen mit 76000 Schülern aufzuweisen. Von dem geringen Prozentsatz der weißen Katholiken erhält man eine Vorstellung, wenn man hört, daß in Deutsch-Südwestafrika am 1. Januar 1912 den 11812 Evangelischen nur 2642 Katholiken gegenüberstanden. Schon dieses für die Katholiken so ungünstige Verhältnis sollte auf die protestantischen Alarmrufer beruhigend wirken, denn die weiße Bevölkerung wird in unseren Kolonien auf unabsehbare Zeit das maßgebende Element bleiben. Dagegen verschlägt es nichts, wenn das katholische Missionspersonal hier und dort dem protestantischen an Zahl überlegen ist. Denn einerseits erfordert bekanntlich die kirchliche Praxis der Katholiken, z. B. allein der häufige Empfang der Beichte und Kommunion, eine größere Zahl von Seelsorgern; andererseits beanspruchen die religiösen Übungen unserer Ordensleute gleichfalls tagtäglich geraume Zeit, die von den Protestanten für unmittelbare Missionsarbeit verwendet werden kann. Wer all diese Tatsachen berücksichtigt, der kann nur lächeln über die Angstkrise der protestantischen Missionskorrespondenzen."

Wir sind es der Gerechtigkeit schuldig, zu erklären, daß es inmitten dieser widerwärtigen Heße doch nicht an vereinzelt besonnenen und objektiven Darstellungen in der protestantischen Presse fehlt. So ein Artikel von A. W. Schreiber in den „Bremer Nachrichten“ Nr. 96 und von Dr. Mirbt im „Kasseler Tageblatt“ Nr. 162, beide vom 8. April d. J.

Maßlose Angriffe, auf die wir hier nicht näher eingehen wollen, sind auch anlässlich des ostafrikanischen Konfessionsstreits (vgl. oben S. 184) in einzelnen Blättern gegen die katholischen Kolonialmissionen gerichtet worden. Manche sind so weit gegangen, ein gewaltsames Einschreiten der kolonialen Staatsbehörde zu verlangen, ohne zu bedenken, daß das Schutzgebietsgesetz im Wege steht, oder aber für Abänderung von § 14, der nicht wenigen ein Dorn im Auge ist, einzutreten, meist mit den fadenscheinigsten Begründungen. Die „Post“ meint sogar, man solle die ganze Mission in ein staatliches Institut nach dem Muster der heimatischen Landeskirche umwandeln. Die protestantische Theorie möge zusehen, wie sie mit diesem Vorschlag sich abfindet; der katholischen Mission verbietet es schon ihre wesentlich anders geartete Verfassung, darauf irgendwie einzugehen. Jedenfalls sollten aber beide Konfessionen einmütig darin zusammenstehen, unberechtigte staatliche Eingriffe abzuwehren und die gesetzlich garantierte, so mühsam errungene Missionsfreiheit zu bewahren, eingedenk der Warnungen, die auch Warneck und andere protestantische Missionstheoretiker hierüber ergehen ließen.

Ein trauriges Seitenstück aus katholischem Lager mag hier passend Platz finden. Die Redaktion der „Katholischen Kirchenzeitung für Deutschland“ macht in Nr. 14 einige Blossen zu einem Artikel „Haben wir genug Zeitschriften?“, die im „Augustinus-Blatt“ Nr. 4 beifällig wiedergegeben werden. In der Art, wie dabei die „Akademischen Missionsblätter“ behandelt werden, bieten sie ein beschämendes Beispiel von Verständnislosigkeit einer der dringendsten kirchlichen Angelegenheiten gegenüber, als welche sich die Gewinnung der Akademiker für die Missionsfrage den Kennern der Verhältnisse darstellt. Hier nun wird die im Dienste dieser Werbearbeit stehende neugegründete Zeitschrift in einem Atemzug mit „oft unangenehm frömmelnder Lektüre“ als ein neues Beispiel dafür genannt, „wie weit die Zersplitterung in unseren Reihen schon vorgeschritten ist“, wo die Artikel doch von hervorragenden Autoritäten der Missionswissenschaft gezeichnet sind. Der hochwürdigste Herr Erzbischof von Köln Dr. Felix von Hartmann hat offenbar den Kritiker nicht zu Rate

gezogen, als er den „Akademischen Missionsblättern“ das Beleitwort schrieb und dabei selbst sagte: „Zur Vollendung einer solchen (akademischen Missions-) Organisation gehört aber auch ein besonderes Organ, das die gemeinsamen Interessen und Güter wahrt und pflegt. Für den wissenschaftlichen wie praktischen Geistesaustausch der Vereine und ihrer einzelnen Glieder wird es von großem Nutzen, ja geradezu notwendig sein.“ Das „Sachverständnis“ des Ref. wird noch beleuchtet durch seinen Vorschlag, die Interessen des Akademischen Missionsvereins durch „Die Katholischen Missionen“ vertreten zu lassen. So gern wir diese vorzügliche Zeitschrift in den Händen unserer Akademiker sehen, bedeutet es doch eine völlige Verkenning des Charakters dieses Organs und der Bedürfnisse eines akademischen Missionsvereins, ihr die literarische Vertretung seiner Bestrebungen zuzumuten. In Anbetracht seiner Billigkeit, seines geringen Umfanges und seines seltenen Erscheinens (jedes Semester) kann das Organ fürwahr nicht als Hypertrophie gelten.

Im Reichstag hat der Staatssekretär des Kolonialamtes das Wort geprägt: „Kolonisieren ist Missionieren.“ Mit Recht macht Oberpräsident von Hegel (Magdeburg) in „Der Tag“ Nr. 78 vom 4. April darauf aufmerksam, daß dieses Wort seine volle christliche Bedeutung behält, auch nach dem einschränkenden Zusatz, den der Staatssekretär macht: und „zwar Missionieren in dem hohen Sinne der Erziehung zur Kultur“. Denn wenn er fortfährt: „Die Eingeborenen sind unwissend — sie müssen unterrichtet werden. Sie sind faul — sie müssen arbeiten lernen. Sie sind schmutzig — sie müssen gewaschen werden. Sie sind krank mit allerlei Gebrechen — sie müssen geheilt werden. Sie sind wild, grausam und abergläubisch — sie müssen besänftigt und erleuchtet werden. Alles in allem, sie sind große Kinder, die der Erziehung und Leitung bedürfen,“ so fragen wir billig: Wer in aller Welt tut diesen Dienst vor allem? Doch die Missionen!

Bezüglich der Propaganda des Islam enthält der Artikel einige recht mißdeutliche Wendungen. So sagt Verfasser: „Selbstverständlich hat auch der Islam — ebensogut wie das Christentum — das Recht, seinen Anspruch durch die Tat geltend zu machen, Weltreligion zu werden. Niemand kann es ihm verdenken, daß auch er die ungewöhnlich günstigen Gelegenheiten nach Kräften auskaufte, welche das Anbrechen der neuen Zeit im äquatorialen Afrika überall bieten.“ Sehr gut sind dagegen die weiteren Ausführungen: „Aber das ist ein bedenklicher Zug im Vordringen des Islam, daß er an dem natürlichen Rassen Gegensatz der Schwarzen und Weißen eine so starke Handhabe findet. Er empfiehlt sich als die Religion des braunen Mannes gegenüber dem Christentum als der Religion des Weißen. . . Es ist bekannt, wie der Islam überall, wo er die Herrschaft bekommen hat, von Generation zu Generation wachsend, eine eigenartige, der europäischen durchaus fremde Kultur schafft. Das Christentum schlägt Brücken zur deutschen Kultur, der Islam bricht sie ab. Auch wer von jedem Atom von Fanatismus oder Eifersucht gegen den Islam frei ist, sollte um der notwendigen Kulturgemeinschaft willen zwischen Mutterland und Kolonien das Wachstum der Missionen fördern und begrüßen.“ Und wenn man bedenkt, daß Kultureinheit oder doch Verwandtschaft die Unterlage einer innerlich gefestigten politischen Einheit bilden muß, so ist man stark versucht, gewissen kolonialen Regierungskreisen die nicht selten recht auffällige und bewußt gehandhabte Förderung des Islam nicht nur als ein antichristliches, sondern auch als ein antinationales Gebaren vor Augen zu halten.

Die Mohammedanermision ist zu einer der brennendsten Missionsfragen der Jetztzeit geworden und besonders auf protestantischer Seite will man ihre Lösung energisch in die Hand nehmen. Bemerkenswert in dieser Hinsicht sind die lehreichen Aufsätze, welche die IRM in steter Folge bringt. — Die Zukunft und religiöse Bedeutung des Islam nach dem Zusammenbruch der Türkei wird in der Januarnummer der AMZ 1913 in treffender Weise vom Herausgeber beleuchtet — Missionsinspektor Witte beginnt in der 5. Nummer der ZMR eine sehr instruktive Abhandlung über „Islam und Islam-Mission“. Auch er sagt dem Islam nicht eine Schwächung, sondern eine religiöse Erstarkung im Gefolge der Balkanereignisse voraus. Diese Auffassung

die psychologisch gut begründet ist, wird allerdings in etwa durch eine Tatsache widerlegt, die das in Konstantinopel erscheinende Blatt „The Orient“ (in *EMM*, Juni 1913, 287) mitteilt, wonach anfangs Februar im Rhodopegebirge (Ostrumelien) gegen 12000 Pomak in die bulgarische Kirche aufgenommen worden sind. Weitere 300 000 Taufbewerbungen sollen bevorstehen. Im Machtbereich des Siegers werden ohne Zweifel lokale Einflüsse den Ausschlag gegeben haben, so daß man für die Zukunft in bezug auf den Gesamtislam das Wort Wittes variieren kann: „Je mehr der Islam im 19. Jahrhundert politisch an Boden verloren hat, um so stärker ist seine religiöse Kraft geworden“ (133). Die Missionskonkurrenz des Islam, seine unheimliche Werbekraft, die Unzugänglichkeit der von ihm infizierten Völker wird in allen von ihm bedrohten Ländern auf eine Revision der bisherigen Missionsmethoden drängen zu einer wirksameren Abwehr und Erreichung dieses so gefährlichen und schwierigen Gegners.

„Die Bedeutung der ärztlichen Mission in der Gegenwart“ ist ein lesenswerter Artikel in der Mainnummer der *AMZ* von J. Kammerer. Auf katholischer Seite ist die Wichtigkeit dieser Frage praktisch immer anerkannt worden. Theoretisch ist über Einzelheiten in der Ausführung das Urteil noch nicht abgeschlossen (man vergleiche die Aufsätze von Mayer und Linkens in dieser Zeitschrift I 293 ff. und II 282 ff.).

Im allgemeinen ist die Auffassung die herrschende, daß das Studium der Eingeborenen-sprache am besten und fruchtreichsten an Ort und Stelle betrieben werde. In der *IRM* vom April d. J. tritt Karl Meinhof mit guten Gründen für eine Änderung dieser Praxis ein, wobei er in erster Linie die afrikanischen und Südpfundsprachen im Auge hat. Es bedeutet auch für den praktischen Missionsdienst keinen Verlust, wenn die Missionare noch ein halbes oder ein ganzes Jahr über ihre sonstige Ausbildung hinaus sich in der Heimat ausschließlich Sprachstudien widmen, da das Opfer an Zeit reichlich durch eine raschere und intensivere Arbeitsmöglichkeit nachher aufgewogen wird.

Der schon genannte Inspektor Witte vom Allg. Evangelisch-Protest. Missionsverein erscheint in der *AMZ* vom Februar dieses Jahres mit einer apologetischen Darstellung der Missionsweise dieses Vereins. Wer weiß, wie wenig derselbe sich stellenweise vom Christentum bewahrt hat, muß die Bemerkung des Herausgebers zu diesem Artikel höchst merkwürdig finden. „Da die Betätigung an der Mission allgemeine Christenpflicht ist, ist es selbstverständlich, daß auch die liberalen Richtungen in der Kirche Recht und Pflicht zur Mission haben, auch das Recht ihre Missionsart nach ihren eigentümlichen Grundprinzipien auszugestalten; nur ist dabei erforderlich, daß sich ihre Arbeit harmonisch der Gesamtarbeit der evangelischen Mission anfügt.“ Übrigens streift der Artikel interessante Probleme.

Einen Monat vorher veröffentlichte Hans Haas einen Aufsatz mit ähnlicher Tendenz in der *ZMR*. Konsequenz ist dem Verein nicht abzustreiten, das geht auch aus diesen Zeilen hervor. Die ebendort mitgeteilten vier Paragraphen der Statuten sind dabei so abgefaßt, daß sie im Wortlaut auch in der Regel einer katholischen Missionsgesellschaft stehen könnten.

Ein Artikel von Genähr „Der Anteil der Deutschen an der Mission in China“ im *EMM*, Mai 1913, beklagt die Rückständigkeit der Deutschen gegenüber dem englischen und amerikanischen Einfluß. — Ein kurzer Aufsatz in derselben Nummer „Verfolgen die angelsächsischen Missionen politische Ziele?“ verneint diese Frage und stellt Ausschreitungen in dieser Beziehung als Ausnahmen hin. — Ähnlich Witte, „Deutsche Mission und deutsche Kultur“ in der *ZMR*, Januar 1913.

Bekanntlich hat Dr. John Mott im vorigen Winter eine Missions-Studien- und Organisationsreise durch Indien und China unternommen. Verschiedene Zeitschriften und Zeitungen bringen darüber Einzelheiten. So schreibt unter anderem „Der Ostasiatische Lloyd“ Nr. 14 vom 4. April 1913 in einem Bericht über die Konferenz der protestantischen Missionen in China, die vom 11. bis 14. März unter seiner

Leitung abgehalten wurde: „Mott, der selbst ein geborener Führer ist, der durch sein großes organisatorisches Talent längst in den christlichen Kreisen in Amerika eine beherrschende Stellung gewonnen hat, betonte in den Sitzungen der Konferenzen immer wieder, daß die chinesischen Führer und Leiter in den christlichen Gemeinschaften entdeckt und ans Licht gebracht werden müßten, denn das wäre auch eine nationale Arbeit zum Heil Chinas, damit das Volk nicht in klägliche Abhängigkeit von Japans ehrgeizigen Plänen gerate. In den elf Ausschüssen, die sich mit Erziehung und Schulwesen, Literatur und ärztlicher Mission, christlicher Predigt und Frauenmissionsarbeit, Kirchengründung, Ausbildung von Missionaren, Zusammenschluß der Missionen, sowie mit Gebietsbefehung durch die verschiedenen Missionsgesellschaften und anderen Gegenständen der Beratung beschäftigten, saßen z. B. unter zweiundzwanzig Mitgliedern einer Kommission elf Chinesen gleichberechtigt und mit gleicher Vollmacht und Stimme; und nicht zum mindesten ist es der hingebenden Arbeit dieser Männer zu danken, daß in der Aufstellung von Leitfäden wirklich ein gutes Ergebnis erzielt worden ist. . . . Das alte Wort der apostolischen Verkündigung: „Wir suchen nicht das Eurige, sondern Euch,“ läßt in dieser gärenden Zeit des erwachenden Freiheitsgefühls im Volk den Missionar die Klippen vermeiden, an der das ganze Missionswerk eine schwere Erschütterung erleiden kann, wie es z. B. in Japan der Fall ist. Dort hat die krankhafte Sucht, von aller fremden Beeinflussung loszukommen, die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten an sich gerissen und das Ende wird ein großer Mischmasch sein. Auf Wunsch Dr. John Motts wurde, wie in Indien, am Schluß der dortigen nationalen Konferenz ein Arbeitsauschuß gebildet, eine Art von Missionsparlament, das alle evangelischen Missionsbestrebungen in China zusammenfassen soll, deren finanzielle Sicherung ebenfalls von Mott mit Hilfe seiner amerikanischen Freunde gesichert ist.“ Bei der zentralen Leitung der katholischen Mission haben Konferenzen dieser Art für sie bei weitem nicht die Bedeutung wie für die Protestanten, die geradezu darauf angewiesen sind, wenn sie nur in etwa einheitliche Arbeit leisten wollen. Nichtsdestoweniger dürfte eine praktisch höhere Bewertung dieser Frage das endliche Gewinnkonto der katholischen Missionen auf allen Gebieten um ein ganz Bedeutendes erhöhen, schon wenn wir allein den durch sie geförderten Austausch der Kräfte ins Auge fassen, die bisheran zum großen Teil schiedlich friedlich nebeneinander wirkten, ohne sich gegenseitig zu stützen und zu ergänzen. Bemerkenswert an der Mottschen Reise sind auch die reichen amerikanischen Freunde, die Weitblick und Weitherzigkeit genug besitzen, dem fähigen Mann die Entfaltung seiner seltenen organisatorischen Fähigkeiten zu ermöglichen und seine Missionsunternehmungen finanziell sicher zu stellen.

Gehören kulturelle Bestrebungen zur Aufgabe der Mission? Auf diese Frage antwortet aus der Praxis heraus der Neuendettelsauer Missionar Keyßer in der *AMZ*, März 1913. „Ich faßte den Plan,“ so schreibt er dort, „bei den Kailenten (in Neuguinea) eine Arbeitsordnung einzuführen. Es kamen freilich auch Zweifel: Ist die Einführung sozialer Ordnungen meine Aufgabe? Komme ich dabei nicht mit meinem Missionsberuf in Konflikt? Jedoch wurde der Eindruck stärker als je zuvor, daß aus den Eingeborenen und ihrem christlichen Leben und den Gemeinden nichts Ordentliches werden könne ohne tüchtige Arbeit. Ich stehe nicht an, bei einem kulturarmen Volk wie unsere Papua in der Arbeit eines der Haupterziehungsmittel nicht bloß in kultureller, sondern auch in religiöser Hinsicht zu sehen.“

Diese Auffassung ist bekanntlich immer Eigentum der katholischen Mission gewesen, und gerade hier in Neuguinea können wir deutlich den Einfluß des katholischen Vorbildes wahrnehmen. Das ist um so bemerkenswerter, als die protestantische Missionstheorie in diesem Punkte sehr zurückhaltend ist. (Vgl. Warneck, *Missionslehre* III 184 ff.)

Über China bringen die „Katholischen Missionen“, Januar 1913, einen lehrreichen Artikel „Mongolengefahr?“ aus der Feder eines Missionars, dem wir folgenden Passus entnehmen: „Es wäre eine weltgeschichtliche Tat, wenn es einem Geistesheroen der Zukunft gelingen würde, den guten Kern aus den Lehren des Meisters

(Konfuzius) herauszuschälen, ihre Übereinstimmung mit den Lehren des Christentums zu zeigen und sie zu verbinden und so dem Chinesen mundgerecht zu machen. Etwa so wie einst die Kirchenväter und nachher die Scholastiker den Ungläubigen ihrer Zeit gegenüber Plato und Aristoteles benutzten, oder die Philosophie des Islam.“ Daß eine solche gesunde und notwendige Akkommodation sich wesentlich von den Bestrebungen der liberal-protestantischen Mission unterscheidet, braucht nicht dargetan zu werden.

Das EMM behandelt in den beiden ersten Nummern dieses Jahres „Einige Gegenwartsfragen der Mission in China“, wobei auch die Bedeutung des Konfuzius gewürdigt wird. Konfuzius ist die Seele des chinesischen Volkscharakters. So kann es nicht wundernehmen, daß seine Stellung im modernisierten China die Gemüter in Spannung hält. Eine Verfügung des republikanischen Unterrichtsministers der Provinz Kanton, die auch den konfuzianischen Schulen die Regierungsbeihilfe versagte, ist heftigem und leidenschaftlichem Protest begegnet. „Erhaltung des Konfuzianismus“, so schrieb eine Zeitung, „ist unbedingt nötig; denn er ist die Seele Chinas, das Lebensprinzip der Nation, das, was China Kraft und Bestand gegeben hat; er ist die Urnatur der chinesischen Rasse, der chinesische Gedanke; wird dies aufgegeben, so erfolgt der Zusammenbruch, und gerade die unteren Schichten des Volkes bedürfen eines sittlichen Haltes und eines Gefühles der Verantwortung den Ahnen gegenüber.“ Die entgegengesetzte Ansicht, die in den weiterschauenden Kreisen herrscht, kommt in dem Ausdruck eines Ministers zum Ausdruck: „Für unsere Schulen genügt der Konfuzianismus nicht; wir müssen etwas Besseres haben, was die Menschenherzen verändert.“ Eine weise Akkommodation muß von Konfuzius zu Christus herüberleiten, nicht durch Vermischung beider, sondern durch Veredelung der in Konfuzius gegebenen natürlichen Sittlichkeit zur vollen christlichen Verantwortlichkeit.

Bei der starken religiösen Bewegung in Indien, die für die Zukunft manche Überraschungen erwarten läßt, erwecken die in einem Aufsatz der „Katholischen Missionen“ vom Februar mitgeteilten statistischen Berechnungen und Tabellen lebhaftes Interesse. In welcher Weise man in gewissen höheren Kreisen Indiens die religiöse Lage daselbst beurteilt, zeigt ein in der Aprilnummer der genannten Zeitschrift mitgeteilter Klageruf aus dem Organ der Oxford-Mission „Epiphany“: „Die Chinesen kämpfen um ihre Unabhängigkeit mit aller Kraft, die Perser sind besorgt um ihre Zukunft, was machen wir? . . . Wir murmeln Ram Ram und baden im Ganges, nur weil wir einen Sudra (die unterste von den Hochkasten) unvorsichtigerweise berührt haben. In einem wahren Sumpf von Aberglauben stecken wir noch!“

Wie gewaltig es im indischen Geistesleben auf- und niederwogt, davon gibt uns ein umfassendes Bild ein Artikel in den „Stimmen aus Maria-Laach“ (4. u. 5. Heft 1913) von Alphons Bächtel S. J. „Jungindien und seine Stellung zur christlichen Kultur“. Besonders schwierig wird gegenwärtig die Situation für das Christentum dadurch, daß die antichristliche Propaganda sich christliche Gedanken und Einrichtungen aneignet, um mit ihnen das Christentum zu bekämpfen. Das vielumworbene Indien stellt die katholische Mission vor große kritische Aufgaben, und sie wird mit neuem Mut und neuen Mitteln unverzüglich an ihre Lösung herantreten müssen.

Über Japan hat Karl Haushofer vor kurzem ein Buch veröffentlicht, das, wie der Titel „Dai Nihon, Betrachtungen über Groß-Japans Wehrkraft, Weltstellung und Zukunft“ (Berlin 1913) besagt, vor allem die politische und wirtschaftliche Lage des Inselreiches darlegen will. Der Verfasser findet aber auch Gelegenheit, sich mit der christlichen Mission auseinanderzusetzen, und – sagen wir es bald – sie erscheint ihm als ein Faktor, der störend und zerstörend seinem japanophilen Werke entgegentritt. Das Buch ist durchweht vom Geiste des einseitigsten Militarismus. Der Kriegsgott entscheidet die Fragen der Kultur, Sittlichkeit und Religion. Wert und Unwert der letzteren bestimmt sich nach ihrer Leistungskraft für die nationale Idee und die Wehrfähigkeit des Volkes. „Die japanische Ethik“, so sagt Verfasser S. 56, „mag flacher sein als die westländische,

aber sie ist einheitlich und aufs praktische Leben anwendbar, während in der unseren, so viel tieferen und komplizierteren stets der unüberbrückte und unüberbrückbare Riß zwischen humanistischer und christlich-mittelalterlicher Weltanschauung klast. Es wäre schwer, jenem gebildeten Japaner zu widerlegen, der einmal gesagt hat: „Was wir Japaner an Moralgrundsätzen in der Schule lernen, können wir unser ganzes Leben lang festhalten und anwenden; was ihr Europäer auf der Schulbank an Ethik eingezogen habt, müßt ihr größtenteils vergessen, wenn ihr ins wirkliche Leben tretet.“ Er dachte dabei wohl zunächst an gewisse christliche Ideale, die mit dem Kampfe ums Dasein der einzelnen wie der Völker unvereinbar sind, wenigstens knüpfte er an die üblen Folgen an, die einem Soldaten aus der Befolgung der Bergpredigt erwachsen.“ Eine Ethik von absolutem Wert kann sich wirklich nicht allen menschlichen Lebens anschließen, auch wenn sie einmal Gemeingut der öffentlichen Meinung geworden sind. Das Leben muß sich nach der Ethik richten, nicht umgekehrt, und wenn gewisse christliche Ideale im Kampfe ums Dasein der einzelnen wie der Völker versagen, so beweist das handgreiflich, wie weit wir noch von der wahren christlichen Kultur entfernt sind und wieviel Unkultur und Barbarei dem privaten wie öffentlichen Leben noch anhaftet. Auch die veraltete Ansicht kommt wieder zum Durchbruch: „Missionskreise sind in Japan am wenigsten imstande, ein vorurteilsfreies Bild des Landes zu geben, in dem sie wirken, und zwar, weil sie dem Allerwertvollsten verständnislos gegenüberstehen, was dieses Land besitzt: seiner zwar etwas eiteln, ruhmredigen und einseitigen, aber starken und glühenden Vaterlandsliebe, der großen, jedem religiösen Anteil vorangehenden Opferfreudigkeit für das Reich und dessen irdische Wohlfahrt und Dauer“ (67). Bei der englisch-amerikanischen Mission mag dieser Vorwurf nicht ganz unberechtigt sein, im allgemeinen sind die Missionare, wie berufen, so auch befähigt, verständnisvoll auch in das Innerste der Volksseele einzudringen, ob sie aber im Interesse des Christentums jeder Eigenart nachgeben können und sie pflegen, ist eine andere Sache. Jedenfalls verlangt das Evangelium keineswegs eine Beeinträchtigung des gesunden nationalen Gefühls. Daß in dem augenblicklichen Widerpiel von brodelnden Gegensätzen und ungeklärten Anschauungen und bei dem durch die militärischen Erfolge hochgetriebenen Kraftbewußtsein das Christentum nicht allen paßt, daß von vielen hochwertigen Japanern die Wirksamkeit der Missionare „aus wohlverstandenen nationalen Interesse“ mißbilligt wird und besonders den japanischen Offizieren „sehr auf die Nerven geht“, ist eine Erscheinung, die hier nicht zum erstenmal in der Geschichte des Christentums auftritt und die von der fortschreitenden Geisteskultur gewiß überwunden wird.

Die Gründe, welche in so kurzer Zeit das Christentum in Korea auf die überraschend große Zahl von Anhängern gebracht haben, werden vom Verfasser wie folgt namhaft gemacht. „Nicht nur der geringere Widerstand einer verfallenden weltlichen Macht trug dazu bei, es kommen auch einige Charakterzüge und Neigungen des Volkes der Evangelisierung entgegen: Die hohe Achtung, in der alle Buchgelehrsamkeit im Lande steht und die dem Missionar die Wege ebnete; das Vorhandensein einer von den einheimischen Gelehrten zwar verachteten, aber leichter zugänglichen und deshalb von den Missionaren aufgegriffenen Umgangssprache, die sich im Gegensatz zu den schwierigen chinesisch-japanischen Ideographen einer einfacheren Lautschrift bedient (En-mun); der Mangel einer festgewurzelten ritualstarken Landes-Religion (der Buddhismus ist teils von außen in Trümmer geschlagen worden, teils von innen in Verfall geraten); schließlich die Neigung zur Erwägung und Diskussion von transszendentalen Dingen und Fragen, unterstützt durch die Hoffnungslosigkeit der irdischen Lage des Volkes, die den himmlischen Trost begehrenswerter erscheinen ließ, und die Sehnsucht nach einem Reiche ganz jenseits von fremder irdischer Gewalt erweckte“ (194). Gegenüber den Amalgamierungsversuchen der Japaner wird das Christentum vielleicht noch ein Faktor werden, der die Volksteile enger zusammenschließt und die Koreaner als Rasse und Volksindividualität zu erhalten imstande ist.